

Deutsche Post

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Preis der Einzelpage sechs Pfennig. — Zu bezahlen durch
die Aussträger und Strafenzweckäußerer. — Bei Postbezug nach
auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierthalbjährig 90 Pf.
Anzeigenpreis: Die achtgebastete Kleinseite 30 Pf.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lódz, Evangelischstr. 5.

Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.

Geschäftsstelle: Buchhandlung A. Winkopf, Petrikauer-

straße Nr. 152, daselbst Zeitungsausgabe.

Anzeigenannahme: Evangelischstr. 5 und Petrikauerstr. 152.

Nr. 12.

Sonntag, den 12. September 1915.

1. Jahrgang.

Die Legende von der Spionage der deutschen Kolonisten.

Die Behauptung, die deutschen Kolonisten ständen im Solde des deutschen Generalstabes, ist nicht neu und nicht erst in diesem Kriege entstanden; seit jeher wurden unsere Anhänger der Spionage beschuldigt. Wenn ein junger Warschauer Schriftsteller die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich lenken wollte, wenn ein mittelmäßiger Zeitungsschreiber mit dem Plan einer eigenen Zeitungsgründung hervortrat, wenn ein deutschblütiger Artikelschreiber einer slawischen Zeitschrift sich die Tochter einer reichen deutschen Familie zur Frau holte und befürchten mußte, von seinen reinfestigen Berufskollegen misachtet zu werden, wenn ein geltig beschränkter russischer Dumaabgeordneter als Retter des russischen Gedankens auftreten wollte; immer mußten die nichtsahnenden, jeder politischen Betätigung abholden, deutschen Kolonisten das unschuldige Versuchs- und Angriffsobjekt sein. Waren die erbärmlichen Verunglimpfungen in einem der kleinen, nur von der Heze lebenden Blättchen erschienen, man ließ für die Urheber der geistlosen Erfindungen ein missleidiges Lächeln gehabt und die Leser, denen die widerständigen Ausführungen vorgezeigt wurden, bedauern können. Da es aber die angefeindeten Tageszeitungen waren, die neben harfsinnigen politischen Leitartikeln den plumpen Schwund über die einheimischen Deutschen brachten, so mußte uns bangen werden um Sicherheit und Zukunft unserer Landdeutschen. Und die unheldvolle Büßlarbeit hat, wie das letzte Jahr bewies, blutige Früchte getragen.

Was ist nicht alles über die deutschen Ansiedlungen in der Nähe der Festung Nowogeorgiowsk gesagt worden! Da hat in alten Zeiten ein Scharfsichtiger die Entdeckung gemacht, daß der aus Deutschland berufene technische Leiter einer Stärkefabrik bei Nowogeorgiowsk Unteroffizier der Reserve sei: die Nachricht ging durch die ganze polnische und russische Presse. Der Entdeckerruhm des Einen ließ andere Ebenoschläue nicht ruhen. Sie machten bald ausständig, daß die Landstreitzen an der Bahnlinie von Warschau bis Swangojod bzw. Lublin von deutschen Vandaleuten angekauft seien. Sie sorgten für Anerkennung der Wichtigkeit ihrer Entdeckung, indem sie die Mär ausprengten, die strategisch wichtige Bahn führe durch „deutsche Besitzungen“ und die Eigentümer des Landes seien durchweg preußische Landwehrleute. Sie sonnten sich im Ruhm, Retter des Vaterlandes zu sein, denn die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland waren damals, zu Zeiten Kaiser Alexander III., sehr gespannt. Ost erzählte, aber nie nachgewiesen wurde die Geschichte von der ungewöhnlichen Windmühle bei Nowogeorgiowsk, die dem Scharfsichter eines russischen, ein Manöver leitenden Generals auffiel. Das „Feld-Genie-Korps“ mußte sie untersuchen; es fand angeblich in der Mühle Teile einer zusammenlegbaren Brücke, die strategischen Zwecken dienen sollte.

Warschauer Zeitungsmänner und strebsame russische Militärs sorgten dafür, daß diese Erzählungen, verbrannt mit neu gefundenen Einzelheiten, in kurzen Zeitabständen immer wieder die Runde durch die Zeitungen machten. Und sie hatten mit dem tendenziös Lügenhaften Gleich. Stefan Gorski, der erst in Artikeln und nacher in einer Broschüre Blödstoff gegen das deutsche Kolonientum zusammentrug, durfte es mit einem jungen Ruhm wagen, die Warschauer Tageszeitung „Dzien“ zu gründen. Gorski rühmte sich in seiner Zeitung, dem russischen Grafen Bobrinski das Material für seinen Angriff gegen das Lodzer Deutschtum geliefert zu haben. Gorskis Hellsicht ging so weit, daß er in den Sendboten der britischen Bibelgesellschaft, die mit ihren Bibeltafeln die deutschen Kolonien durchwanderten, in den Reisen der Lodzer Kolportagebuchhandlungen, die mit ihren hundertheftigen Schundromane die Phantasie der deutschen Dorfler unrein beschwirten und in den Agenten der Nähmaschinenhandlungen — deutsche Generalstabsoffiziere sah.

Die Schrift des talentvollen Gorski ist ins Russische übertragen und allen Dumamitgliedern zugesandt worden. Gorski, der eigentlich nur alten Kohl aufwärmte und für keine einzige seiner Behauptungen den Beweis anzutreten vermochte, galt allen deutschfeindlichen Politikern und Zeitungsläuten Russlands als Autorität. Ist es da ein Wunder, wenn die sibelberatene russische Gesellschaft ihr Einverständnis zu der Angewaltung der Deutschen in Russland erklärte und die Jagdierung der Mordlust des Heeres gegen loyale Untertanen polnischer Zunge freien Lauf ließ?

Und wenn wahr ist, was uns quiunterrichtete Männer, die jetzt aus Warschau zurückkehrten, berichten, daß führende polnische Männer in einer Aussprache mit dem Großfürsten Nikolai sein Vorgehen gegen die Deutschen billigten und ihn lobten, weil er „das fremde Element“ endgültig auszurotten bestrebt sei, so entrüstet sich uns manches.

Unsere Verleunder aber können mit den Erfolg ihrer Arbeit zufrieden sein.

* * *

Die Ausführungen des Verfassers waren bereits druckfertig, als ihm der ausführliche Bericht über die Duma-Sitzung vom 16. August d. J. in die Hände kam. Der neue Minister des Innern, Schlesserow, gab als Antwort auf die Reden gemäßigter Politiker, die sich gegen die Ausrottung aller Deutschen in Russland wandten, die Erklärung ab, daß das Enteignungsgesetz vom 15. Februar d. J. eine Umarbeitung erfahren werde und äußerte sich dabei über die deutschen Ansiedler: „Wir sehen und wissen genau, daß

die deutschen Kolonien unsere Festungen umzingelt haben, die interessantesten Stellen der Südküste und die strategischen Straßen bis tief nach Sibirien hinein besetzt haben.“ Also auch der neue Mann am Staatsruder Russlands versteht nicht die alte Klappermühle von Nowogeorgiowsk frischen Wind zu blasen. Er bringt nur das bis zum Überdruß Widerlegte vor.

Herr Gorski, Sie haben mit Ihren Verdächtigungen an der ganzen russischen Front gesiegt!

Das teurere Fleisch.

Seit einigen Monaten ruht der gesamte Viehankauf zu Schlachztzwecken im westlichen Polen in den Händen der Firma Frankowski in Gnesen. Seitdem ist der freie Handel und Wettbewerb im Viehverkauf und Fleischhandel ausgeschaltet.

Unsere in dieser schweren Zeit ohnedies beunruhigte Bevölkerung ist über die Grinde, die zu dem Monopol geführt haben, im Unklaren; sie ist geneigt, dem Monopol die Schuld an der immer fühlbarer werdenden Fleischsteuer zu tragen. Die Behörden würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie durch entsprechende Aufklärung die Bevölkerung über die Notwendigkeit des Monopols und seine vermutliche Segenswirkung aufklären würden. In Deutschland geschieht dies in ähnlichen Fällen ja auch erleichtert die Arbeit.

Unsrer Bevölkerung darf man die Klagen über die ungeheure Fleischsteuerung nicht übel nehmen. Ihr war das Fleisch immer das Hauptnahrungsmittel und es war fünfzig billiger als gegenwärtig; die Besteuerung ist umso fühlbarer, als auch alle andern Lebensmittel im Preise gestiegen sind und der Verdienst kleiner geworden ist oder ganz ausbleibt.

Auch die Klagen der Fleischer sind verständlich. Sie verlieren ihre alte Kundschafft, werden als Lebensmittelverteurer verschrien und blühen an gesellschaftlicher Achtung ein.

Wir haben mit Fleischern gesprochen, mit Fachleuten, die einen Überblick über die Lage haben. Alle klagen über Schwierigkeiten in der Fleischbeschaffung. Angeführt so:

Es komme erstens zu wenig Schlachtwieh nach Lódz, dann aber sei es auch viel zu teuer. Den Mangel könne man verstehen, denn aus Deutschland und Österreich käme keine Zufuhr, die Viehbestände und die Schweinezucht in Polen aber seien außerordentlich verminder. Über dieses Zuwenig an Schlachtwieh klagen besonders die Fleischer, die Schweine benötigen. Sie melden ihren Bedarf vorher an und erhalten dann einen Teil des gemeldeten Bedarfs. Beim Schweineverkauf werde — gelöst. Das bedeutet, daß die Fleischer nicht nach Auswahl kaufen können, sondern mit dem zufrieden sein müssen, was sie eben bekommen. Es würden auch zu junge Schweine, die erst aufgefüttert werden müßten, zu Schlachtzwecken nach Lódz gebracht, ja es sei auch im allerjüngster Zeit des öfteren vorgekommen, daß trächtige Mutter schweine gefressen wurden, was nicht nur nicht zulässig sei, sondern die Fleischer in doppelter Hinsicht schädige, einmal, weil das Fleisch minderwertiger sei, dann auch durch den großen Verlust an Lebengewicht. Auch die sonst zu Verkauf gebrachten Schweine seien zu Schlachtzwecken nicht vorstellhaft. Heutzutage sei ein gutes Schwein mit rund 300 Pfund sehr selten, die meisten der zum Verkauf gestellten Tiere wogen nur 170—200 Pfund. Der Verlust beim Schlachten sei fast ausnahmslos ungewöhnlich hoch. — Die Preise für Lebendgewicht betragen bis vor kurzem 43 Kopeken, neuerdings betragen sie 45 Kopeken und drohen noch höher zu werden. Dazu kommen noch verschiedene Speisen und der Verlust an Lebendgewicht, so daß selbst bei den jetzigen hohen Fleischpreisen von einem Verdienst der Fleischer nicht die Rede sein könnte.

Da in der Umgebung von Lódz das Fleisch billiger verkauft wird, wie in unserer Stadt, so ist anzunehmen, daß der Viehankauf mit Einrechnung entsprechender Unterkosten und entsprechendem Gewinn nicht so teuer ist, daß er die hohen Preise für Schlachtwieh, die in Lódz gefordert werden, völlig rechtfertigt.

Da auch uns nicht alle Quellen offen stehen, sind wir nicht in der Lage, die uns von vertrauenswürdigen Fachleuten gemachten Angaben nachzuprüfen. Wir denken an die Not der Einwohnerschaft unserer Stadt und an den kommenden schweren Winter. Aus diesem Grunde schließen wir uns der allgemeinen Frage an: Kann die Stadtverwaltung nicht dafür eintreten, daß die Bevölkerung unserer Stadt das Fleisch billiger erhalten kann, wenigstens so billig wie die Bevölkerung anderer Orte der näheren und weiteren Umgegend? Wählt es sich

nicht ermöglichen, daß wieder eine freie Fleischzufuhr stattfinden kann, jetzt, da Lódz glücklicherweise mehrere hundert Kilometer hinter der Front liegt und die Verhältnisse sich in mancher Hinsicht von denen, die vor einigen Monaten bestanden haben, unterscheiden?

Wir zweifeln nicht daran, daß eine Lösung dieser wichtigen Frage, die man als Volksfreund nicht mit dauerndem Stillschweigen übergehen darf, gefunden werden kann.

Die russische Kultur auf dem Abmarsch.

Blutige Blätter aus der Geschichte der deutschen Weichselländer.

(Schluß)

Bei dem reichen Besitzer Michael Lange auf der Wyżogroder Kempe wohnte ein russischer Offizier, der seinem Quartierwirt unter der Maske des wohlmeintenden Mannes den Rat gab, sein Besitztum so rasch wie möglich zu verkaufen, da es infolge der zu erwartenden Ansiedlungen der Kolonisten binnen kurzem an Wert verlieren werde. Lange folgte diesen Ratschlägen. Den Erlös, etwa 3000 Rbl., bewahrte er im Hause auf. Bald darauf verließ der Offizier sein Quartier, weil seine Abteilung angeblich weiter rücken würde. Nach einigen Tagen stellte sich ein anderer Offizier ein, der vorgab, Lange verhaftet zu müssen. Besonderes Interesse bekundete der Offizier für das Geld, das auch ausfindig gemacht und mitgenommen wurde. Lange wurde verschleppt. Seine Angehörigen haben nichts mehr über ihn erfahren; sie nehmen an, daß er umgebracht worden ist.

Meistens waren es anderssprachige Nachbarn, die das russische Kriegsvolk auf die deutschen Ansiedler hetzten. Der Angeberei besonders preisgegeben waren die Besitzer der Einzelhöfe. Die umwohnenden Neider und Feinde hatten über ihr Besitztum schon Bestimmungen getroffen. Auch dem Besitzer des Vorwerks Szczawin, Heinrich Schagan und seiner Frau Margaretha erging es so. Beide wurden gemisshandelt und der Verdienst kleiner geworden ist oder ganz ausbleibt.

Auch die Klagen der Fleischer sind verständlich. Sie verlieren ihre alte Kundschafft, werden als Lebensmittelverteurer verschrien und blühen an gesellschaftlicher Achtung ein.

Wir haben mit Fleischern gesprochen, mit Fachleuten, die einen Überblick über die Lage haben. Alle klagen über Schwierigkeiten in der Fleischbeschaffung. Angeführt so:

Es komme erstens zu wenig Schlachtwieh nach Lódz, dann aber sei es auch viel zu teuer. Den Mangel könne man verstehen, denn aus Deutschland und Österreich käme keine Zufuhr, die Viehbestände und die Schweinezucht in Polen aber seien außerordentlich verminder. Über dieses Zuwenig an Schlachtwieh klagen besonders die Fleischer, die Schweine benötigen. Sie melden ihren Bedarf vorher an und erhalten dann einen Teil des gemeldeten Bedarfs. Beim Schweineverkauf werde — gelöst. Das bedeutet, daß die Fleischer nicht nach Auswahl kaufen können, sondern mit dem zufrieden sein müssen, was sie eben bekommen. Es würden auch zu junge Schweine, die erst aufgefüttert werden müßten, zu Schlachtzwecken nach Lódz gebracht, ja es sei auch im allerjüngster Zeit des öfteren vorgekommen, daß trächtige Mutter schweine gefressen wurden, was nicht nur nicht zulässig sei, sondern die Fleischer in doppelter Hinsicht schädige, einmal, weil das Fleisch minderwertiger sei, dann auch durch den großen Verlust an Lebengewicht. Auch die sonst zu Verkauf gebrachten Schweine seien zu Schlachtzwecken nicht vorstellhaft. Heutzutage sei ein gutes Schwein mit rund 300 Pfund sehr selten, die meisten der zum Verkauf gestellten Tiere wogen nur 170—200 Pfund. Der Verlust beim Schlachten sei fast ausnahmslos ungewöhnlich hoch. — Die Preise für Lebendgewicht betragen bis vor kurzem 43 Kopeken, neuerdings betragen sie 45 Kopeken und drohen noch höher zu werden. Dazu kommen noch verschiedene Speisen und der Verlust an Lebendgewicht, so daß selbst bei den jetzigen hohen Fleischpreisen von einem Verdienst der Fleischer nicht die Rede sein könnte.

Unter den Ausgestoßenen in Rakovo befand sich auch eine Kreisende, Frau Gallehn. Als die herbeigerufene Hebammme nicht kam, wurde das arme Weib auf einen Wagen gezerrt. Sie gab unterwegs und starb an dieser Entbindung.

Michael Fenske, ein an der Weichsel wohnender Besitzer, hatte sich durch Bestechung Einblick in das die Verschickung der Kolonisten anordnende Zirkular verschafft. Er brachte seine Familie und die Wertsachen nach einem Versteck am Flusse. Die Soldaten, die nachher kamen, um ihn und seine Angehörigen abzuholen, bewirte er mit Schnaps und Wurst und veranlaßte sie über Nacht in seinem Hause zu bleiben. Während sie schliefen, brach er auf, holte seine Angehörigen aus dem verborgenen Winkel und setzte mit ihnen über die Weichsel. Am anderen Ufer schlich er sich an eine deutsche Patrouille heran, die ihn zum Kommando geleitete. Am Tage vorher hatte er seinen Hof zwei mariawitischen Nachbarn anvertraut. Als sich beide auf dem Hof einstellten, wurden sie von den sich genasföhrenden Soldaten ergriffen; sie wollten sie hängen. Die Mariawiten baten um Gnade und schworen unzählige Eide, daß sie echte Polen seien. Während die Soldaten noch tobten und das Schicksal beider Mariawiten ungewiß war, rückten deutsche Soldaten ins Dorf. Die Russen flüchteten vom brennenden Gehöft.

Lehren Elgert in Gombin erzählte mir vom tragischen Ende des Kolonisten Schulz in Sierpe. Russische Soldaten trugen ihn, wie er heiste. Als er „Schulz“ antwortete, hießen sie ihn mit einem Fluch laufen. Hinter ihm feuerten sie ihre Gewehre ab. Entseelt stürzte er zu Boden.

Julius Schlock aus Miechowice sah während der Mobilisation wie auf der Straße bei Kutno ein Soldat einen jüdischen Wagenlenker, der nicht rasch genug ausweichen konnte, mit seinem Bajonet erstach. Der markierende Schrei, den der Jude aussießt, gelst ihm heute noch in den Ohren.

Furchtbar sind auch die Leiden der Juden in den Weichselländern gewesen. Der Rabbiner in Gombin erzählte mir grauenrerende Taten des russischen Mordgesindels. Raubüberfälle und Frauenhandlungen kamen täglich vor. Reichere, vom polnischen Pöbel der Spionage verdächtige Juden, so Bielonka, Weingrom, Wojszyslawski und drei Knaben, wurden verschleppt und ermordet. Polnische Bauern bestätigten mir später: „Diese Juden sind alle ermordet worden!“ — Dasselbe Schicksal wiederholte dem Juden Kanarek aus Sanniki. Holzmann und Weingarten wurden unter Anwendung von Torturen gepeinigt und zuletzt erschossen. Der

bei seiner Arbeit auf dem Schneidertisch sickende Thek Silbermann ist ohne Grund erschlagen worden. In Kiernośia wurden drei jüdische Frauen ermordet. Bei Kiernośia fand man acht Gräber getöteter Juden. In einem in der Nähe gelegenen Sumpf wurde der entblößte Leichnam einer alten Sudin hineingeworfen. Auch ein südlicher Solbat, der gegen die Schandtaten protestierte, ist von seinen eigenen Kameraden erschlagen worden. Sein nackter Körper wurde mit einem unflätigen Scherzwort auf die Leiche der alten Sudin geworfen ...

Lokale Angelegenheiten.

Lodzer Woche.

Das größte politische Ereignis der Woche: die Förderung des großfürstlichen Oberbefehlshabers der russischen Armeen zum Bizekönig im Kaukasus, hat natürlich auch in Lódz Interesse gefunden. Den Rundbemerkungen, die unsere Mitbürger zu diesem Ereignis machen, kann mit Klarheit das eine entnommen werden, daß man sehr einmütig dem Großfürsten die „Förderung in den Kaukasus“ gönnt. — Im Übrigen werden, je weiter unsere Stadt hinter die deutsche Front zu liegen kommt, alle politischen Geschehnisse vor allem daraufhin besprochen, ob sie geeignet sind uns dem ersehnten Frieden näher zu bringen. Für die örtlichen Angelegenheiten, die eine zeitlang ganz nebensächlich erschienen, ist gesteigertes Interesse vorhanden; man beginnt sich wieder als Loder Einwohner und Bürger zu fühlen.

Im Laufe der Woche ist eine Reihe von Bekanntmachungen veröffentlicht worden, die das Leben der Loder Einwohnerschaft nah berühren. Wichtig vor allem ist die Verordnung „betreffend die Regelung des Schulwesens“.

Wir haben bereits früher darauf hinweisen können, daß die Unterrichtssprache in den deutschen und jüdischen Schulen die deutsche sein wird, wir haben in unserer letzten Wochenausgabe erfreuliche Mitteilungen über unser deutsches Schulwesen in Lódz machen können. So unter anderem, daß gegen 7000 deutsche Kinder des Segens eines Unterrichts in ihrer Muttersprache teilhaftig, daß pädagogische Abendkurse für die Lehrerschaft errichtet werden, daß die Stadt Mittel für die Analphabetenkurse bewilligt hat. Unsere fragende Bemerkung, was für eine Unterrichtssprache in den Fabrikschulen angewendet werden soll, wurde bisher allerdings noch nicht ergänzt. Wir weisen wieder darauf hin, daß die Angelegenheit keinem Benutzungsrecht gleichgültig sein kann.

Die neue Verordnung, die großzügig und vom Geiste der Gerechtigkeit durchdrungen genannt werden muß, bestimmt im Hauptsächlichen:

daß die oberste Leitung und Aufsicht über das gesamte Unterrichts- und Erziehungs- wesen in Polen links der Weichsel der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung zusteht und durch die von ihr für diese Zwecke bestellten Schulaufsichtsbehörden ausgeübt wird;

daß die Gründung von Schulen, Anstellung und Entlassung von Lehrern und Lehrerinnen, sowie Bildung von örtlichen Schulbehörden nur mit Genehmigung der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung oder der in dieser Verordnung weiter genannten Stellen erfolgen dürfen;

daß die Errichtung von Privatschulen jeder Art und besonderen Lehrkursen nur nach vorher eingeholter Genehmigung der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung zulässig ist;

daß sämtliche Volks- und mittleren Schulen im Verwaltungsbereiche den Kindern aller Einwohner ohne Einschränkung und ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zugänglich ist;

daß die Volksschulen, wie bisher, der Grundsatz der Konfessionalität maßgebend bleibt;

daß Privatschulen nur mit Genehmigung der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung gegründet und fortgeführt werden dürfen;

daß im Schulunterricht sämtlicher Schulen des Verwaltungsbereiches keine Kundgebungen geduldet, gefördert, veranlaßt oder veranstaltet werden dürfen, welche mit den Zielen der Deutschen Verwaltung im Widerspruch stehen;

Hinteres aus dem Tagebuche eines Loder Apothekers.

(Schluß.)

Ein anderes Bild — dieses Mal nicht vom Lande, sondern aus einer kleinen Nachbarstadt. Lebten da zwei Schwestern, hohes Mittelalter — denen ein sorgender Vater neben einem hübschen Häuschen und einem runden Stummel ein paar Pferde als Erbleih hinterlassen hatte. Diese Dümchen kamen zu mir und klagten mit Tränen in den Augen, daß diese Pferde, die sie ätzlich ins Herz geschlossen hatten, erkrankt seien. Der Tierarzt, nebenbei gefragt, ein guter Freund von mir, habe die Behandlung übernommen, aber dabei kühl und roh erklärt, daß eines der Tiere, die übersättigt wären, nicht mehr zu retten sei. Nun glaubten aber die Schwestern steif und fest an Homeopathie, und da hatten sie in ihrem Büschlein von einem untrüglichen Mittel gelesen, das nächst Gott — so lautet ja wohl die Formel — schon vielen Pferden wieder auf die Beine geholzen habe. Dieses Mittel, das uralt sei, wäre aber nirgends zu beschaffen und da habe man sie an mich, als einen der ältesten Apotheker, gewiesen, der noch vom Großvater her Arzneien befaßt und damit viel Heil und Segen unter die Menschheit brachte. So lange ich lebe, habe ich mich noch nie mit Homeopathie beschäftigt und nie die dazu gehörigen Mittel geführt, da ich daran, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, nicht glaube. Die Damen taten mir in ihrem Zimmer aber herzlich leid, vielleicht war auch etwas Eitelkeit über das mir reichlich gelpende Lobs im Spiele, jedenfalls stieg ich in den Keller und fand das Mittel, das dort nie vorhanden war. Ich goß nämlich 70% Spiritus in ein kleines Fläschchen, malte die ominösen Buchstaben und Zahlen darauf und verkauft das ganze für den üblichen Preis von 20 Kop. 2 bis 3 Tropfen 3 mal täglich konnten dem kranken Pferde nicht schaden, und wenn ich auch von dem Nutzen, den dieses Verfahren bringen sollte, nicht fest überzeugt war — Gott ist mein Zeuge, daß

dass die Lasten der Volksschulen von politischen Gemeinden zu tragen sind:

daß die Leistungen der privaten Volksschulen hinter denen der öffentlichen nicht zurückstehen dürfen;

daß zu den privaten Volksschulen auch die Fabrik-

schulen zählen, sofern ihre Leistungen über das Ziel der

Volksschulen nicht hinausgehen;

daß die Unterrichtssprache in allen deutschen

und jüdischen Schulen die deutsche, sonst die

polnische ist;

daß die russische Sprache als Unterrichtssprache

und als Unterrichtsgegenstand in allen öffentlichen und pri-

vativen Volksschulen in Wegfall kommt, der Gebrauch rus-

sischer Lehr- und Lernbücher verboten ist;

daß polnische Lehrer und Lehrerinnen Deutsch als

Unterrichtsgegenstand auf der Mittel- und Oberstufe einzurichten haben, wenn sie der deutschen Sprache ausreichend

mächtig sind.

Ferner:

daß zur Fortführung und Errichtung alter über das Ziel der Volksschulen hinausgehenden öffentlichen und privaten Schulanstalten wie Gymnasien, Realschulen, Handels-, Gewerbe- und Fachschulen, gehobenen Knaben- und Mädchen-

schulen die Genehmigung der Kaiserlich Deutschen Zivil-

verwaltung erforderlich ist, daß auch in ihnen die Unter-

richtssprache deutsch oder polnisch, die russische Unter-

richtssprache verboten oder nur nach besonderer Geneh-

migung der Kaiserlich Deutschen Zivilverwaltung er-

laubt ist.

Die Schulordnung gibt den polnischen Eltern die Möglichkeit, ihre Kinder in ihrer Muttersprache und in polnischem Geiste zu erziehen. Sie verbürgt aber auch unserer Jugend eine deutsche Erziehung und erweitert dadurch, daß die jüdischen Kinder in deutscher Sprache unterricht werden, daß die deutsche Sprache gebietet. In jüdischen Kreisen ist man, soviel wir wahrnehmen können, mit der neuen Schulordnung zufrieden. An der Stadtverwaltung, an der Lehrerschaft und an der Bevölkerung wird es nun liegen, daß die Schulen wirklich die gern besuchten, segensreichen Einrichtungen werden, die sie sein müssen.

Eine andere Bekanntmachung, die am Anfang der Woche veröffentlicht wurde, worden ist, weniger freudig aufgenommen, die Bekanntmachung:

„Bei Zahlungen, deren Höhe in Markwährung bestimmt ist, werden fortan seitens der Kaiserlichen Polizeikasse die von dem Amtsamt der Kaufmannschaft und dem Börsenkomitee herausgegebenen Rubelbons nur noch zu dem in der Verordnung des Oberbefehlshabers Ost 10. März 18. Juli 1915 — B. Bl. Seite 187 — festgesetzten Kurs 100 Mark = 60 Rubel in Zahlung genommen und gegeben. Bei Zahlungen, deren Höhe in Rubeln bestimmt ist, werden die Bons ebenso wie russisches Staatspapiergebund zum Nennwert in Empfang genommen und gegeben.“

Wir verstehen: Die Behörde leidet unter dem schwierigen Geldverkehr. Aber die Bürger der Stadt leiden auch, denn das deutsche Geld ist rar, so rar, daß man große Verluste erleidet, wenn man es haben und erwirtschaften muß. Die Wechselblüte und wird zum einträglichsten Geschäft. Die Notwendigkeit einer Bekanntmachung des Kaiserlichen Polizeipräsidiums, die am Sonnabend veröffentlicht wurde, charakterisiert die Lage:

„Es ist verboten, auf öffentlichen Straßen, Wegen, Plätzen oder anderen öffentlichen Orten Geld wechseln gewerbsmäßig zu betreiben. — Zu widerhandelnde werden mit Geldstrafe bis zu 5000 Rubeln oder Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.“

Eine Folge davon, daß die Polizeikasse die Loder Bons nur zum Rubelkurs annimmt, ist, daß viele Geschäftsleute und Ladenbesitzer bereits begonnen haben, die städtischen Rubelbons nicht mehr gleich zwei deutschen Mark zu berechnen. Dadurch entsteht nun Wirrnis und Aufregung.

Auch der Umtausch der alten Rubelbons hat zu manchen unangenehmen Erfahrungen geführt. Bekanntlich sollten die alten Rubelbons bis zum 15. September eingezogen sein. Nun ist der Termin bis zum 1. Oktober verlängert worden. Während der letzten Woche weigerten sich ängstliche Leute, die Verluste befürchteten und den mäßig übertriebenen Gerichten von den im Umlauf befindlichen gefälschten Bons Glauben schenkten, alte Bons anzunehmen. Das führte in manchem Ladengeschäft zu unangenehmen Auseinandersetzungen. „Kenner“, die sich in der Nähe des Umtauschhauses aufstellten, machten ein Geschäft daraus, die

nicht schnöde Habiger die Triebes der zu diesem Betrugs war — ich wollte das Schwesternpaar nicht ungetrostet entlassen und hatte den Zweck vollkommen erreicht. Was geschah weiter? Der Gaul, welcher vom Tierarzt aufgegeben war und die berühmten Tropfen bekommen hatte, genas, der andere verreckte; und nun glaubt der Leser, die Geschichte ist aus — aber gar nicht — sie beginnt erst. Was Weiberzungen schon für Unheil in der Welt angefeindet haben, gehört in ein anderes Kapitel; die Sache kam jedenfalls herum und wurde ruchbar, mein Freund aber, der Veterinär, kam wortlos anzuheben zu mir, schmähte mich schrecklich und drohte meines Hokus-Pokus wegen klagbar werden zu wollen, bis ich ihn mit Hilfe einer Apothekerschüssel und größerer Quantitäten Bier so weit besänftigen konnte, daß er sich den Fall von mir erklären ließ. Wir schieden als Freunde; er etwas wacklig und ich im Borgefühl des nahen Kagenjammers. Nun sind aber die Frauen nicht immer allein die Urheber manches Trauerspiels, auch Männerzungen leisten oft Bedeutendes, und mein Freund redete wie ein Wasserfall; vor allem war er unvorstichtig genug, zu den beiden Schwestern zu gehen und sie über meinen Betrug aufzuklären. Da war er aber schön angekommen, mich hätte er ja wohl aus dem Sattel gehoben, aber erst einen Liebling, wenn's auch nur ein alter Gaul war, totkurierte und dann den Gläubern an die Homeopathie erschüttern wollten, das ging über seine Überzeugungskunst! Er wurde kühl aber bestimmt verabschiedet und büßte seine Praxis im Städchen ein. So siegte das Unrecht und ich war verdorben genug, mich dieses Ausgangs zu freuen und noch dazu meinen Freund zu hänseln.

In Lódz muß jeder, der Erfolg haben will, etwas zugeben. In Konzerten wird zugegeben; das Publikum gibt früher keine Ruhe. Selbst von der Kaweca verlangte die Galerie als Zugabe die „Dolci baci“-Arie aus Tosca, und da ihr Tenor nicht singt, pfiff sie darauf. Der Ellenreiter tut's, indem er den Stoff recht stramm zieht, damit es aussieht, als ob er mehr gegeben hätte; an der Wage muß das Jüngste immer zugunsten des Käufers neigen, ob dieses aber nicht schließlich ein chronisches Leiden aller Loder Wagen ist,

Bons auf ihre „Echtheit“ zu prüfen, ihre Kenntnisse waren natürlich keinen Pfifferling wert, sie trugen nur dazu bei, die Verunsicherung zu steigern. In Wahrheit liegen die Dinge so: Es sind falsche Bons in Umlauf gebracht worden, ihre Zahl aber ist eine beschränkte. Nun berichtet es allerdings eigenartig, von unterrichteten Leuten zu erfahren, daß die später auf rechtmäßigen Wege hergestellten Bons eine etwas breitere Schrift aufweisen wie die ersten.

Gewinnsucht und Spekulation hat auch eine Verdienstmöglichkeit darin gefunden, die etwas abgegriffenen russischen Banknoten nur gegen entsprechende „Bergfüllung“ in Zahlung zu nehmen. Auch diesem Unzug steuert eine jüngst erlassene freudige Bekanntmachung des Kaiserlichen Polizeipräsidiums.

Eine Polizeiverordnung über die Führung von Hausbüchern und das Melden eines beanspruchten Interesses der Hausbesitzer und Hausverwalter. Es heißt da u. a.:

Für jedes Haus, das nicht ausschließlich vom Eigentümer bewohnt wird, ist auf Verlangen des Kaiserlichen Polizeiamtes ein Hausverwalter zu bestellen. Das Kaiserliche Polizeiamt ist besucht, Hausverwalter einzusehen, falls der Eigentümer außerhalb der Stadt Lódz wohnt oder binnen bestimmter Frist nicht für die Anstellung sorgt oder sich weigert, seinen ungewöhnlichen Hausverwalter abzugeben.

Für jedes Haus hat der Hausverwalter ein Hausbuch nebst einem alphabetischen Verzeichnisse in deutscher Sprache nach den vom Polizeipräsidium aufgestellten Mustern zu führen.

In das Hausbuch sind alle im Hause mohnenden Personen einzutragen. Seder Wegzug, Abzug oder Zugang ist im Hausbuch zu vermerken. Außerdem ist für jede einzelne Person ein Meldezettel nach den vorgeschriebenen Mustern (für Zugzug weiß, für Wegzug blau) auszufüllen und dem zuständigen Polizeibezirk einzureichen.

Die Eintragungen sind spätestens im Laufe des dem Zu- oder Abzuge folgenden Tages zu bewirken; spätestens 3 Tage nachher ist das Hausbuch im Geschäftszimmer des zuständigen Polizeibezirks zuzulegen.

Für die ordnungsmäßige Ausfüllung der einzelnen Buchspalten ist der Hausverwalter verantwortlich.

Der Hausverwalter ist verpflichtet, im Erdgeschoss des Haupteinganges seines Hauses an einer in die Augen fallenden Stelle ein Verzeichnis aller der Personen anzuzeigen, die im Hause eine Wohnung inne haben.

Ist ein Hausverwalter nicht bestellt, so ist der Hausbesitzer für die Erfüllung der dem Hausverwalter obliegenden Verpflichtungen persönlich verantwortlich.

Nach sechs Wochen sind die Hausbücher dem zuständigen Polizeibezirk einzureichen.

Ein geregeltes Meldevesen ist nötig. Aus diesem Grunde ist die neue Verordnung zu begrüßen. Warum aber, fragen viele Hausbesitzer, ist nach einer im Anschluß an die Verordnung gemachten Bekanntmachung, die Lieferung der Hausbücher dem Verein des Hausverwalters in Lódz, Promenade 3, übertragen, der ein jüdischer Verein ist? Der Gerechtigkeit und Bequemlichkeit halber wäre es vielleicht gut, die Bücher, Meldezettel und Stempel in städtischem Auftrag anzuführen zu lassen und in den Polizeibezirken oder auch in den Buchhandlungen zum Verkauf bringen zu lassen.

Von der Loder Einwohnerschaft freudig aufgenommen werden wird die Mitteilung, daß die Bureaus des Kaiserlichen Polizeipräsidiums, des Polizeiamtes und des Magistrats in einem Gebäude untergebracht werden sollen. Die Zweckmäßigkeit dieses Beschlusses liegt auf der Hand. In Aussicht genommen ist das geräumige und gut eingerichtete einfache Kielshausgebäude an der Promenade- und Biedermeister-Straße. Mit der Übergabe soll bereits im Laufe dieser Woche begonnen werden.

Die Krankenfürsorge an der St. Johannisgemeinde.

Wir leben in einer Zeit, wo uns die Tagesfragen nicht wie sonst kühl lassen, sondern unser Herzblut in Bewegung setzt. Und zu den wichtigsten Tagesfragen gehört auch die Fürsorge für Kranken, Schwache und Sieche. Der volksfreundliche Herr Pastor Dietrich hat eine solche Fürsorge für die ärmeren deutsch-evangelischen Volksgenossen unserer Stadt bald nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ins Leben gerufen. Wir haben seiner Arbeit vor kurzem an dieser Stelle gedacht. Wenn wir heute auf sie zurückkommen, so ist der Anlaß durch das am letzten Sonntag im Matthäuskirchenwinkel sich Mühe, den Papierbeutel möglichst stark zu bauen und schüttet dem Kleister noch Sand zu. Und was die Beiträge in ihren Artikeln manchmal zugeben, geht meist auf keine Kuhhaut. So will ich dieser Geißlogenheit folgen und noch ein Geschichtchen zum Besten geben, denn um diesen Artikel mit einem Ruck in die Zeitung zu bringen, war er etwas zu lang geraten, und für noch eine Fortsetzung reicht's noch nicht ganz, damit der Leser auf seine Kosten kommt. Bei manch einem wird die Geschichte wohl auch Vergnügen erregen, weil sie in eine reguläre Gezere ausarbeitet und dazu noch von Kühnen handelt. Nun verstehe ich aber von der Kuh gerade nur soviel, daß ich weiß, sie gibt Milch — das Wie — ist Nebensache — und zwar ist die Milch an und für sich schlecht und muß daher von den Milchhändlern erst verbessert werden. So oder ähnlich hat mir die meine Frau erklärt, und die muß es wissen, denn sie ist vom Lande. Zu meinem Unglück ist meine Frau auf längere Zeit verreist, und die Köchin, der ich in Pfeife gegeben bin, hat mir eine Woche lang immer anderes Fleisch mit derselben Tinte gegeben; als ich mir das verbat, gab es Tränen, und aus Trost ging ich abends auswärtig speisen und bekam genau daselbst obgleich es auf der Speisekarte einen ganz anderen Namen führte. Im Anger war ich von Hause gegangen, ärgerlich nach Hause gekommen, ärgerlich war ich am nächsten Morgen aus dem Bett gestiegen, und jetzt saß ich am Schreibtisch und sollte einen netten Brief an meine Frau verfassen. Im Kopfe war es so leer, und etwas Liebesvolles wollte mir nicht in die Feder fließen. Ich saß darüber nach, ob es wohl das Fleisch mit der ewigen Tinte sein könnte, das so schwer in mir lastete, oder — sollten da die Getränke —? Etwas geistig hatte ich ja in meinem Anger, und viel habe ich nie recht vertragen — Halt! — da kommt mir ein lieblicher Gedanke, der sich auf dem Briefpapier ganz hübsch entwickeln ließe — „Liebster Frauchen, seitdem du fort bist, fühle ich mich ungälich schlecht, an allen Enden hapert es, sobald ich den Tag deiner Rückkehr — — —“ da klingelt es, und eine Milchfrau, nett und abrett, tritt — sagen wir der

kirchhof stattgefundenen Jahresfest gegeben. Wir wissen, daß wir Herrn Pastor Dietrich weder tun würden, wenn wir das Verdienst, das gutorganisierte Werk geschaffen zu haben, ihm allein zuschreiben wollten. Aber ihm öffneten sich Hilfsquellen, die sonst verschlossen geblieben wären, und er genötigt Mitarbeiterinnen, die ihre volle Person für die Sache einsetzen und sich der großen Mühewaltung des Sammelns, Ordens, Besuchens und Prüfens willig unterzogen.

Würde es nicht auf alle erschütternd, als uns in der Festrede erzählt wurde, wie ein altes deutsches krankes Ehepaar, um das sich niemand kümmerte, ganz verlaufen und halbverhungert war, und wie die Helferinnen als rettende Engel erschienen! Oder packt es uns nicht, wenn wir unter Leitung des Schreibers des gedruckten Jahresberichts ein niedriges Dachstübchen betreten. „Man kann kaum aufrecht stehen. In der Ecke des Stübchens liegt etwas Stroh, darauf hockt ein 81-jähriges Mütterchen, verlassen von allen. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett“. Und nötigt es uns nicht zur tätigen Hilfe, wenn uns die Prüfungen einer Mutter an einer andern Stelle des Jahresberichts mitgeteilt werden: „Eine Frau, deren Mann nach Sibirien verschämt ist, hat ein achtjähriges und ein einjähriges Kind. Das ältere Kind erkrankte zuerst an den Pocken. Nach einiger Zeit, im Winter, bekam es Reuchusten, im März erkrankte es an Scharlach, einige Monate darauf bekam es Lungentuberkulose und nun krankt das Kind an Geschwüren. Das jüngere Kind war anfangs stark darmkrank, erkrankte später am Reuchusten, bekam nochher Windpocken und leidet gegenwärtig an Tuberkulose. Die Mutter hatte ein Geschwür am Fuß und mußte sich einige Zeit nachher einer Brustoperation unterwerfen.“ Und solcher Häufungen von Hilflosen Elend gibt es eine große Menge.

Wir schließen uns dem Ausdruck des Berichtstatters an: „Möchte doch der Notshrei dahinsiechender Kranker und Halbverhungerten in unserer deutschen Gesellschaft nicht ungehört verhallen!“

Das Wiedererwachen der Gewerkschaft Christlicher Arbeiter und Arbeiterinnen in Polen.

Die Arbeit der Gewerkschaft konnte während des Kriegsjahres nur eine Hilfsarbeit für die von Kriegsnot geschlagenen Familien der Mitglieder sein. Nun aber will die Gewerkschaft wieder die Werbetrommel röhren, die Arbeiterschaft aufklären über ihre gegenwärtige Lage und über die Aussichten, die sich ihr für die Zukunft bieten.

Am vergangenen Mittwoch fand eine außerordentliche Generalversammlung statt, in der Bericht erläutert wurde über die schwere Lage und Tätigkeit der Gewerkschaft im vergangenen Jahr, in der die Neuwahlen vollzogen wurden und eimittig der Willen zum Ausdruck kam, mit neuem Mut ans Werk zu gehen. Wir können es uns versagen, den ausführlichen Bericht, der ja bereits in den Tageszeitungen veröffentlicht worden ist, zu bringen; wir wünschen der Gewerkschaft, da viele deutsche Volksgenossen angehören, ein glückliches Gedächtnis. Das kann man umso unbedenklicher tun, als die Führer der Christlichen Gewerkschaft von keinerlei klanfkämpferischen Ideen beherrscht, sondern bestrebt sind, in tiebler Weise eine Hebung unserer deutschen Arbeiterschaft in Polen zu erreichen.

Eine Warnung.

Die Kaiserlich Deutsche Ortskommandantur erlässt in den Tageszeitungen folgende Bekanntmachung:

„Fortgesetzt werden in der Stadt zur Revolution aufgerufene polnische Flugblätter verteilt; auch gehen der Kaiserlich Deutschen Ortskommandantur fortgesetzte Mitteilungen dahin, daß die radikal-polnische Partei Umsätze und sonstige nachwirken möglichen revolutionären Schritte beabsichtige.

Trotz der gänzlichen Aussichtslosigkeit solcher Blätter gegenüber den Machtmitteln der Kaiserlich Deutschen Regierung mag es tatsächlich Verführer und Verführte geben, welche an die Möglichkeit eines Erfolges ihrer Bestrebungen glauben. Diesen sei warnend mitgeteilt, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung im gegebenen Falle gegen alle Störer der Ruhe und Ordnung in der Stadt mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln und mit unnachlässlicher Strenge einschreiten wird.“

Kleine Notizen.

Die Schuldeputation hielt am Freitag eine Sitzung ab, in der u. a. beschlossen wurde, daß in all den städtischen Volksschulen, in denen die Lehrer zur Stelle und die Schulräume in Ordnung gebracht sind, der Unterricht beginnen kann.

Einfachheit halber — an meinen Schreibtisch und zerreißt mir meinen ganzen, schönen Faden, indem sie mit behendem Zungenschlag über das Unglück, das sie mit ihren Kühen hat, losprudelt; die Kühe seien krank geworden, vom bösen Blick betroffen und gäben wenig und dicke Milch. Alles Abwinken von meiner Seite nützt nichts, und meine Bemerking, daß diese Milch eine schöne Sache sei, trägt mir ein Hohngelächter ein; auch mein völliges Verstummen spornet das Weibstück mir an, seine Rede immer fliehender zu halten, sodass ich etwas abrufen muss, und mit der Zeit wird sie unbescheiden und anzuglich. „Ja in früherer Zeit, da gab es noch kluge Leute, die was verstanden, aber heute gibt es nur noch....“ Was jetzt folgte, waren bei Nicht bescheiden eigentlich nur noch Injurien, aber ich fühlte mich zu schwach, um das Weib an die frische Luft zu befördern, die hatte ich selbst nötiger als sie, und ließ daher alles über mich ergehen. Ja, wenn sie nur noch das Mittel wüßte, das der alte Kräuterarzt „von hinter Alexander“ immer mit Erfolg anwenden ließ — da lag der Ehrgeiz in mir auf, mit dem konnte ich es auch noch aufnehmen, an die Mittel erinnerte ich mich genau, die Hexerei aber, die dabei als Hauptsuche betrieben wurde, kannte ich leider nicht. So ein sollener Zauber läßt sich doch aber leicht improvisieren, besonders wenn man keine Klassiker im Kopfe hat. Die einzelnen Bestandteile des Mittels waren natürlich, Teufelsdreck (Asa foetida), Kampfer, weißer Fisch, Rosmarin, Myrrhen und Kreuzdornenbeeren, alles grob gepulvert und gemischt, aber was damit anfangen? Ich denke mir, sollte die Frau der Kuh zunutzen, das Zeug in irgend einer Form zu schlucken, dann könnte es leicht ein Unglück geben; einen Menschen kann man zu solch einem Stück überreden, ohne daß er geradezu gefährlich wird, dafür hat er ja auch Vernunft und seinen gesunden Menschenverstand, so ein paar Röhren sind aber keine Kleinigkeit — also nicht — lieber röhren — und zwar möglichst weit vom Kopfende weg, die Heremonie ist ja auf dem Lande gebräuchlich und bekannt, eine Pfanne mit glühenden Kohlen ist leicht zu beschaffen, das Pulver wird aufgeschüttet und die Röhre kann losgehen; aber an welchem Körperteil soll die Prozedur

Der Vorstand des Deutschen Gewerbe-Vereins in Lodz teilt uns mit, daß die unbemittelten Mitglieder gegen Vorweisung der mit dem Vorstands-Stempel versehenen Mitglieds-Karte vom Jahre 1913 oder mit einem besonderen Ausweis, die Anfangspässe gegen Bezahlung von 1 Mark das Stück an der Ausgabestelle Evangelika werktäglich ausgefolgt erhalten.

Das Gesundheitsamt soll von dem Hause Petrikauerstraße Nr. 164 nach dem alten Magistratsgebäude (der ehemaligen Gewerbeschule) übertragen werden.

Bon der Verpflegungsdeputation begaben sich die Herren L. Hirschberg und T. Drozdowski nach Warschau, um gemeinsam mit der dortigen Deputation über die Verpflegung der Stadt Lodz zu beraten.

Eine behördliche Kommission beschäftigte die Łódź und die dortigen Verkaufsstände.

Aus Warschau trafen größere Sendungen von Galoschen in Lodz ein. Hoffentlich werden nun auch die in die Höhe geschraubten Preise fallen.

Die Kartoffelzufuhr ist gegenwärtig eine rege. Wunderlich ist, daß die Landleute die selbstgebrachten Kartoffeln teurer verkaufen, wie die Händler, die bereits Kartoffeln mit 85 Kop. den Viertel Korzeck verkaufen. Die Landleute verkaufen immer noch zu 1 Rubel, sie sind anscheinend durch die hohen Preise des vergangenen Winters verwöhnt und glauben, es müßte sich immer so leicht verdienen.

Ein Vortrag. Am Dienstag, den 21. September wird im Konzerthaus an der Zielona-Straße Herr Redakteur Heinrich Zimmermann, der bereits früher im „Deutschen Schul- und Bildungsverein“ Vorträge, n. a. über Richard Dehmel und Gerhart Hauptmann hielt, über „Optimismus und Pessimismus“ sprechen. Es ist dies der erste Vortrag, der im beginnenden Herbst in deutscher Sprache gehalten wird. Schön soll jeder volkstümliche Vortragssabend Förderung verdient, sei auf die Veranstaltung bereits hingewiesen.

Wünsche an die Stadtverwaltung.

(Mehrere Wünsche entgegenkommend, haben wir diese Rubrik eingereicht, in der Stimmen aus dem Publikum und Wünsche unserer Bürger veröffentlicht werden sollen.)

Der Kohlenverkauf.

Vorbemerkung der Schriftleitung. Sehr häufig sind seit längerer Zeit die Mißhaften Äußerungen über die Formen, in denen der Kohlenverkauf sich vollzieht. Auch gegen das Kohlenkonsortium, das einst als Hilfseinrichtung der Fabriken ins Leben gerufen worden ist, werden Vorwürfe erhoben. Wir sind nicht immer in der Lage, die uns vorgebrachten Klagen in allen Einzelheiten zu prüfen, halten es aber für unsere Pflicht die am häufigsten geäußerten Wünsche der Öffentlichkeit zu übermitteln.

Mit den im nachstehenden Artikel vertretenen Ansichten eines Einenders sind wir nicht in allen Punkten einverstanden, seine Klagen aber werden uns auch von anderen Seiten wiederholt, sie dürfen einer Nachprüfung seine Anregungen einer Beachung wert sein. Im Übrigen stellen wir dem Kohlenkonsortium und andern Verbindlichkeiten, die zu dieser Gelegenheit etwas Wesentliches zu sagen möchten, die Spalten der „Deutschen Post“ zur Verfügung. Außer dem Bestreben alle Möglichkeiten ins Auge zu fassen, die unserer Bevölkerung billige Kohlen zuführen können, leitet uns bei der Veröffentlichung dieses Artikels der Gedanke, die in weiteren Bevölkerungskreisen herrschende Unklarheit über die Art des Kohlenverkaufs zu beseitigen.

Der dem Lodzer Kohlenkonsortium übertragene Verkauf von Kohlen sowie die Art ihrer Verteilung an die Verbraucher und Händler hat soviel Nachteile für die Fabrikbesitzer und Bevölkerung nach sich gezogen, daß es an der Zeit wäre, das dem Konsortium erteilte Monopol aufzuheben und den Handel dem freien Verkehr zu übergeben. Konkurrenz belebt das Geschäft, das ist nicht von der Hand zu weisen, das Konsortium aber scheint Interesse daran zu haben, keine Konkurrenz aufkommen zu lassen, es hat Mittel gefunden, dem Handel besondere Schwierigkeiten zu bereiten, es läßt Beschwerden unberücksichtigt und unbeantwortet und entzieht sich der Erkenntnis, welches Unrecht dadurch denen geschieht, die beim Einkauf und Wiederverkauf von Kohlen wenigstens soviel verdienen wollen, um mit ihrem Familien das Leben fristen zu können. Einer ganz geringen Anzahl von Personen sind ja freilich, nachdem sie im Monat 20—30 Mal auf dem Kohlenverkaufsplatz erschienen waren, ein bis zwei Waggon Kohle verkauft worden. Im Übrigen aber erhalten Personen die sich besonderer Protektion erfreuen, täglich zwei bis drei Waggons, die dann selbstredend für die — nicht im Betrieb befindliche — Fabrik bestimmt sein sollen. Die Kohlengroß- und Kleinhändler und andere Personen, die vom Kaiserlichen Polizeipräsidium die Erlaubnis zum Wiederverkauf von Kohlen bekommen haben, gehen leer aus. Und doch könnten sie bei gerechter Verteilung fast alle befriedigt werden.

Natürlich geben die Herren, die den Vorzug haben, regelmäßig Kohlen zu bekommen, diese nur mit einem Aufschlag weiter, so daß der Gewinn in ihren Händen bleibt,

während bei gerechter Verteilung nicht nur eine größere Anzahl von bedürftigen Personen Arbeitsgelegenheit und Verdienst hätte, sondern durch den freien Handel und die vorhandene Konkurrenz auch die Kohlenpreise im Kleinhandel niedriger wären.

Die Einrichtung des Kohlenverkaufs bis zu einer Menge von 25 Korzeck durch den Magistrat ist gut gemeint, umständlich wird der Verkauf nur dadurch, daß bei vorheriger Bezahlung an der Kasse des Magistrats nochmals der weite Weg nach den Kohlenverkaufsplätzen gemacht werden muß, um auf Grund des Kassenzettels die gekauften Kohlemenge in Empfang nehmen zu können. Im Übrigen sollen angeblich auch da manche Personen mehr bekommen, es wird von ganzen Waggons gesprochen. Ist das richtig, so müßte eingeschritten werden. Wenn es ferner auftrete, daß verschiedene Kohlenarten, wie Ruß I, Würfel I und II, sowie auch aus Warschau trafen größere Sendungen von Galoschen in Lodz ein. Hoffentlich werden nun auch die in die Höhe geschraubten Preise fallen.

Die Kartoffelzufuhr ist gegenwärtig eine rege. Wunderlich ist, daß die Landleute die selbstgebrachten Kartoffeln teurer verkaufen, wie die Händler, die bereits Kartoffeln mit 85 Kop. den Viertel Korzeck verkaufen. Die Landleute verkaufen immer noch zu 1 Rubel, sie sind anscheinend durch die hohen Preise des vergangenen Winters verwöhnt und glauben, es müßte sich immer so leicht verdienen.

Ein Vortrag. Am Dienstag, den 21. September wird im Konzerthaus an der Zielona-Straße Herr Redakteur Heinrich Zimmermann, der bereits früher im „Deutschen Schul- und Bildungsverein“ Vorträge, n. a. über Richard Dehmel und Gerhart Hauptmann hielt, über „Optimismus und Pessimismus“ sprechen. Es ist dies der erste Vortrag, der im beginnenden Herbst in deutscher Sprache gehalten wird. Schön soll jeder volkstümliche Vortragssabend Förderung verdient, sei auf die Veranstaltung bereits hingewiesen.

Einige Worte über die deutsche Kriegsanleihe.

Bon einem Lodzer deutschen Reichsangehörigen ging uns folgende Botschrift zu: „Die in heilsamen und auswärtigen Zeitungen erschienenen Aufrufungen zur Zeichnung auf die dritte deutsche Kriegsanleihe gibt Anlaß zu folgenden Bemerkungen: Diese Anleihe könnte in Lodz, Warschau und dem ganzen besetzten Gebiete Russisch-Polens, in Litauen, Kurland usw. zweifellos Erfolg haben; günstige Stimmung für dieses sichere Papier ist vorhanden. Aber dem wahrnehmbaren Bestreben nach der Zeichnung der Anleihe stellt sich ein gewaltiges Hindernis in den Weg: die klügsten Barmittel der hiesigen wohlhabenden oder reichen Leute sowie des Mittelstandes bestehen ausschließlich nur in Rubelnoten; diese müssen zur Zeichnung in deutsche Währung gewechselt werden. Das würde bei dem jetzigen Rubelkursursturz einen tatsächlichen Verlust bis zu 40 p.C. bedeuten, ein Opfer, das zu tragen man tatsächlich niemanden zumutet kann und das das rege Interesse für die Zeichnung der Kriegsanleihe unterdrücken muß. Die ganze Bevölkerung des von deutschen Truppen besetzten Gebietes ist damit von der Zeichnung der neuen Kriegsanleihe ausgeschaltet. Könnte diesem großen Lebel nicht abgeholfen werden, daß ausschließlich dem Publikum des ganzen besetzten Gebietes die Zeichnung der Anleihe dadurch ermöglicht wird, daß hier die Annahme von Rubelnoten zur Va-

ver nehmen und langsam zum Stall gehen (beim Hopfen könnte sie Kohlen verschütten und es könnte einen Brand geben); an der Schwelle kommt der geheimnisvolle Spruch, hinter der Schwelle — Pfanne hinstellen, Augen schließen und sich flach auf den Bauch legen, 5 Minuten liegen bleiben, zum Schluss — Räucherei.

Man beachte hier wohl meine Geistesgegenwart; hätte ich der Frau befohlen, sich in Kleidern im Kühlstall, von dem ich annahm, daß er nicht ganz sauber sein würde, hinzulegen, sie hätte es getan, vielleicht hätte ich dann aber später ein Kleid ersezten müssen, während sich das Hemd doch waschen läßt. Mit offenem Mund hatte mir die Frau zugehört, immer runder wurden die Augen, das war ganz nach ihrem Geschmack, sowas hätte sie mir überhaupt garnicht zugetaut, und „der von hinter Alexander“ könnte sich gegen so viel Lehrsamkeit verstecken. Tief befriedigt zog sie mit den Allheilmitteln und dem Spruchzettel dem heimischen Herde entgegen. So — die kommt mir nicht mehr wieder, denke ich, aber es kam anders. Nach einiger Zeit bekam ich von meiner Köchin zum Abendessen ein Riesenröhrei vorgesetzt, und als ich über Verschwendungen eine Bemerkung machte, sagte sie nur schmunzelnd „von der Milchfrau, deren Kühen Sie den Bösen ausgetrieben haben“. Das Schmunzeln war aber durchaus kein Augur-Lächeln; die Köchin war selbst tief gläubig, aber von dem Kühlstall konnte ich unmöglich mehr als ein vierstel leisten, da blieb noch ein Häppchen für sie, und wer weiß, ob ich die Eier nicht doch noch außerdem bezahlt habe, denn im Rechnen war die Köchin schwach beschlagen, und um das zu verschleieren, griff sie lieber immer zu den größeren Zahlen, die ihr scheinbar mehr Erfahrung eisföhren. Seit der Zeit bin ich in den Geruch der Wundertätigkeit gekommen und die Milchfrauen von Lodz und Umgegend auf drei Meilen in die Runde konnte ich trotz aller Großheit, mit der ich sie behandelte, nie wieder recht los werden. Eier hat aber keine mehr gebracht.

Ceterum censeo Britanniam esse delendam.

K. to.

rität oder wenigstens zum Kurs von Mk. 2,— erfolgt, natürlich nur für die Zwecke der Subskription der Kriegsanleihe? Es würde sich noch während des Krieges oder nachher sicher für die Rubelnoten eine günstige Verwendung finden. Durch scharfe Maßregeln könnte einer etwa einsetzenden Spekulation ohne weiteres der Boden entzogen werden. Die Stimmung im Publikum für die Anleihe bereitet zur Genüge, daß bei Beseitigung des Kurshindernisses ein außerordentlich reges Interesse sich zeigen und ein nicht zu unterschätzender Erfolg eintreten wird."

Sowohl die Befürchtung:

Ebenso sicher, wie wir dessen sind, daß bei Annahme der Rubelnoten zu früherem Kurs oder wenigstens zu 2 Mark die Inhaber von Rubelnoten aus dringendsten persönlichen Interessen ihren Bestand an Rubelnoten schleunigst abstoßen werden, um das glänzend verzinsbare, sichere deutsche Papier zu erwerben — ebenso sicher sind wir, daß dieser Vorschlag des Einsenders völlig unannehmbar ist.

Der Vorschlag sieht den Bezeichnern der Anleihe den Unterschied zwischen dem jetzigen Kurs der Rubelnoten und dem Ausgabekurs der Anleihe als sofortigen Gewinn und bestreift sie von jeglicher Sorge um das Schicksal ihrer Rubelnoten. Kann man sich ein glänzendes Geschäft denken?

Die Zeichnung der Kriegsanleihe soll für uns, die wir uns als Deutsche fühlen, aber auch für alle anderen im besetzten Polen, kein Geschäft sein und werden. Ein Interesse, wie es der Einsender der Befürchtung zeigt, ist kein Interesse an Deutschland und dessen Wohl, sondern einzig und allein am eigenen Portemonnaie.

Wir alle, die wir hier in Polen wohnen, haben Deutschlands Heeren die endliche Befreiung von russischer Unterdrückung und Misswirtschaft zu danken, Deutschlands Regierung die weise Fürsorge für unser Wohl, die es sich angelegen sei läßt, in unserem Lande —, soweit dies sich nur irgend mit dem Kriegszustand, mit der Fürsorge für das Heer vereinigt läßt — den zerrütteten Wohlstand wieder aufzubauen zu lassen.

Beweise man dafür seine Dankbarkeit! Zeichne Kriegsanleihe! Aber stelle dabei nicht die Interessen des Portemonnaies in den Vordergrund!

Die deutschen Banken und Behörden werden entgegenkommend sein und keinem das Geldopfer, das er bringen will, nicht zu schwer machen.

Sollte nicht folgender Weg gangbar sein:

Die Bank belebt russisches Geld und Rubelnoten, vielleicht auch Lodzer Stadtbons, und zwar mit 50% des hettigen Kurses. Wer 6000 Rbl. liegen hat und sie zur Bank trägt, würde also darauf die Hälfte von 10,000 Mk. — d. i. der Wert der 6000 Rbl. nach dem Zwangskurs — geliehen erhalten. Für diese 5000 Mk. kauft er Kriegsanleihe, die zu 5% verzinstlich ist, während er selbst 5½% Lombardzinzen zahlt. Das Opfer, das er bringt, sind 12,50 Mk. in einem Jahr, 1½% von 5000 Mk.

Ob die Bons und Noten zu Hause im Geldschrank liegen, oder ob sie bei der Bank verwahrt werden, ist gleichgültig. Und der Bank kann jeder Zeit der Auftrag gegeben werden, die Rubelnoten an der Börse zu verkaufen. Für den geringen Preis von 1½% erhält also der Besitzer der Rubelnoten für die Hälfte seines baren Geldes eine erstklassige, hochverzinstliche Kapitalanlage und er kann in Ruhe bessere Zeiten abwarten, in denen er bei dem Verkauf oder der Ausgabe seiner Rubelnoten geringeren Verlust erleidet als heute.

Seit wenigen Tagen haben wir hier in der Passage Meyer Nr. 8 die Ostbank für Handel und Gewerbe. Sie nimmt Zeichnungen für die Kriegsanleihe entgegen. Sie nehme das Wort zu unserem Vorschlag.

Bermischtes.

Bon einem tätigen Leben. Am 28. August ist auf seinem Begräbnisfeste Joachim bei Fabianice der Mühlendorfer Friedrich Krause gestorben. Der schlichte und anpruchlose Alte verkörperte noch die gute alte Zeit, wo man ungemein genüssam in seinen Ansprüchen war und doch tüchtiges leistete. Mit ihm ist wieder einer der wenigen, uns noch erhalten gebliebenen Landbesitzer mit dem charakteristischen deutschen Kolonistengesicht, wie es die heutige, alles gleichmache Zeit nicht mehr hervorzubringen in der Lage ist, dahingegangen. — Gern erzählte er von seinen Erlebnissen in der "Polenzzeit", d. h. der Zeit des Aufstandes von 1863. Während andere deutsche Landbesitzer viel auszuhalten hatten, hat ihm seine Freundschaft mit dem damaligen polnisch-katholischen Geistlichen in Gurka, in dessen Nachbarschaft er zu jener Zeit wohnte, vor Schaden bewahrt. Nur einmal

Vielfach geäußerten Wünschen der Leserschaft entsprechend erscheint die "Deutsche Post" von heute ab regelmäßig

am Sonntag morgen.

Die "Deutsche Post" ist wie bisher durch die Austräger der deutschen Tageszeitungen sowie durch die Straßenverkäufer zu beziehen.

wurde er des Nachts durch heftiges Pochen an der Tür aus tiestem Schlaf geweckt. Auf energisches Verlangen der Drausenstehenden öffnete er. Er sah sich einer Abteilung polnischer Reiterei gegenüber, die ihm kurz bedrohte, er möge sofort sein Pferd satteln und mit ihnen davonreiten, um der Abteilung den nächsten Weg durch einen der damals noch vorhandenen Wälder zu zeigen. Er mußte mit den Führern der Truppe an der Spitze des Zuges reiten. Seine Überraschung war nicht gering, als er hörte, wie sich beide Führer in deutscher Sprache unterhielten. Er sah den Mut zu fragen, wie es käme, daß sie sich der deutschen Sprache bedienten. Sie antworteten, daß sie aus dem Posenschen gekommen wären, weil es den Aufständischen an guten Führern fehle, und sich in deutscher Sprache unterhielten, um bei wichtigen Beratungen nicht belauscht und verraten zu werden. Sie dankten ihm herzlich, als sie am Ziel angelangt waren und rieten ihm große Vorsicht für den Nachhaufeweg an, da er wahrscheinlich russische Truppen begegnen werde. Und in der Tat: kurz vor seinem Hause hörte er eine Abteilung Russen nähern. Er sprang vom Pferde, versteckte den Sattel, ließ das Pferd auf eine naheliegende Wiese und strebte in gebückter Haltung seinem Hause zu, das er ungefährdet erreichte. Die versetzenden Russen hatten die Polen im Walde bei der Kraft überrascht. Der Kampf, wenn ein solcher überhaupt stattfand, war kurz, die Polen wurden überwältigt, nur einige entrannen. Einer der Verprengten erzählte Krause den Ausgang des Unternehmens. — Eine Erlebnisse waren die großen Episoden in seinem Leben. Der gegenwärtige Krieg brachte in das patriarchalische Leben des Mühlendorfers von Joachim viel Bewegung. Als ich im Dezember, nach dem Abzug der Russen, den Spuren der in der Nachbarschaft stattgefundenen Kämpfe nachging und mit der alten Krause durch das ländliche reizvolle Tal Joachim das Geleit gab, sahen es ihm unfähig, daß bei einer Wiederkehr der Russen sein Besitz, an dessen Emporblühnen er während der letzten dreißig Jahre seine Freude hatte, preisgegeben werden müsse, um nicht in die Hände der russischen Bürger zu kommen, die schon damals gegen die "inneren Deutschen" schounlos vorgingen. Doch er trautte auf Gott und ließ sich nicht beunruhigen. Das Ende des gewaltigen Ringens, über das er viel grübelte, hat er nicht mehr erlebt. Auf dem befestigten Wege, den er über lange Ackerflächen und Wiesen selbst angelegt hatte und der, besser als manche russische "Regierungsschauspiele", auch Zeugnis von deutscher Arbeits- und Ordnungsliebe ablegt, hat man seinen müden Körper zur Ruhe gebracht.

Die Weisheit des Rabbiners. Ein aus der Provinz Zugereister erzählte uns: Unter den Juden findet das nachstehende Geschichten Verbreitung und Glauben. Ein alter 108-jähriger Rabbi aus einem Städtchen, das von den Russen okkupiert gewesenen Galiziens wurde nach der Einnahme von Przemysl durch die Russen gezwungen einen Dankgottesdienst abzuhalten. Er weigerte sich. Für seine standhafte Haltung sollte er gehängt werden. Er bat sich als Gnade aus, vor seinem Tode eine Zigarette bis zu Ende rauchen zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt. Die Zigarettenasche häufte er auf einem Knie. Neugierig sahen Offiziere und Mannschaften seinem sonderbaren Tun zu. Er blies die Asche auseinander, erhob seine Stimme und sagte: „So wird es auch ganz Russland ergehen!“ worauf er entsezt zu Boden fiel. Die Russen waren außer sich, sie hängten die Leiche des Rabbiners an einen Baum.

O, diese Barbaren! — Uns wird geschrieben: Das Russentum und alle seine Nachbeter konnten auch in Lodz bisher nicht genug über das Barbarentum der Deutschen klagen. Einwendungen wurden in diesen Kreisen nicht gern vernommen, ab und zu aber erfährt man doch, daß selbst Personen, an deren kettenschärfster Gesinnung niemand zweifeln kann, Erfahrungen machen, die ihre vorgesetzten Meinungen nach und nach zerbröckeln lassen müssen. Ist da z. B. ein hieliger orthodoxer Geistlicher an die deutschen Behörden mit dem Ge-

sund herangetreten, ihm zu erlauben, auf der Begräbnisstätte russischer Krieger einen orthodoxen Gedächtnisgottesdienst abzuhalten zu dürfen. Er äußerte sogar seine Verwunderung, als er machtgabenden Ortes auf größtmöglichen Entgegenkommen traf. Doch er sollte noch mehr in Erstaunen geraten; denn die Leute, welche er an jene Begräbnisstätte sandte, um die Gräber ordnen zu lassen, kehrten nach kurzer Zeit zurück mit der Mitteilung, auf dem Begräbnisplatz gebe es nichts mehr zu ordnen, deutsche Soldaten hätten nicht nur die Gräber in bester Ordnung erhalten, sondern den Begräbnisort auch durch Anpflanzung von Blumen stimmungsvoll geschmückt und mit russischen Kreuzen auf den Gräbern aufgestellt. Dem geistlichen Väterchen wurde sonderbar zu Mute; er blieb einige Zeit stumm stehen, schüttelte sein Haupt und sagte dann: „Das verstehe ein anderer!“

Eine russische Schützengrabengeschichte. Nach dem Bericht eines Zurückgekommenen erzählte man sich in der Warschauer Gesellschaft noch kurz vor dem Abzug der Russen ein nettes Schützengrabengeschichtchen. Ein Soldat, dem nicht weniger als alles scherte, sein Leben noch als lebenswert zu finden, kam auf den Einstall, seine Leiden und Wünsche dem lieben Gott in einem Briefe vorzutragen und ihn um 100 Rbl. zu bitten, damit er sich alles zu seiner Glückseligkeit Fehlende anschaffen könne. Der Brief ging zur Sammelstelle und löste beim Regimentsstab, der ihn prägte, große Heiterkeit aus. Um dem armen Teufel eine Freude zu machen, legten die Offiziere 25 Rbl. zusammen und ließen sie ihm als „Spende vom lieben Gott“ zugehen. Weniger heitere Gesichter machten sie, als ihnen nach einigen Tagen ein zweiter, mit den steifen Buchstaben des Empfangsbedeckter Brief vorgelegt wurde, in welchem er Gott für die Erfüllung seines Wunsches dankte, aber den Nachschrieb machte: „Weißt Du, lieber Gott, es war doch nicht klug von Dir, mir das Geld mittelbar zu schicken, denn die spitzbübischen Offiziere haben davon fünfundsechzig Rubel gestohlen!“

Auch in Lodz beherzigenswert. Von dem Kaiserlichen Deutschen Polizeipräsidium in Warschau ging der "Deutsche Warschauer Zeitung" folgende Mitteilung zu:

"In den letzten Tagen haben allgemein die Preise für Lebensmittel eine ganz ungerechtfertigte Höhe erreicht. Es muß als verwerflich und unsittlich bezeichnet werden, daß die bestehende Knappheit an Lebensmitteln von gewissenlosen Händlern zu eigenem Nutzen ausgebeutet wird. Die deutschen Behörden werden aufs schärfste gegen den Lebensmittelwucher vorgehen. Alle Kaufleute, Gastwirte und Händler, die wucherisch hohe, in keinem Verhältnis zur Marktlage stehenden Preise fordern, werden wegen Buchers unter Anklage gestellt werden; außerdem werden ihnen die Vorräte ohne Entschädigung weggenommen werden. Anzeigen sind an das Kaiserliche Deutsche Polizeipräsidium zu erstatten."

Briefkasten.

Auf verschiedene Anfragen. Die ausgearbeiteten Satzungen der in Gründung begriffenen Ein kauf- und Verbrauchsgefsellschaft sind dem Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidium zur Bestätigung unterbreitet worden. Die Genehmigung steht noch aus. Sobald sie vorliegt, soll eine Veröffentlichung einberufen werden und wird weiteres bekannt gegeben.

Dr. med. h. Bräutigam,
Innere und Nervenkrankheiten,
empfängt wieder werktäglich von 3—5.
Neue Promenade 7.

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thuring, Lodz.

(1. Fortsetzung.)

"Nun, und warum nicht?" fiel ihm der andere ins Wort: „Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich die von Ihnen genannten Orte nur dem Namen nach kenne. Wien kenne ich dagegen gut. Berlin noch besser, ebenso Dresden, — am liebsten möchte ich immer zwischen Berlin und Dresden herumondeln; heate mich in Berlin amüsieren, morgen in Dresden austruhen, das wäre mein Geschmack! Ja, es läßt sich in einem Kulturstaat wie Deutschland leben!"

Durch ein Zusammenknicken der Augenlider und ein Zungenknallen gab er seinen Worten den gewünschten Nachdruck; und nachdem er den auf ihn mit verdrießlicher Miene Heraubliegenden einige Augenblicke belustigt angesehen hatte, fuhr er fort: „Was hätte ich in den von Ihnen aufgezählten Western auch zu suchen gehabt? Du bleibe ich doch lieber gleich in Warschau, — Obwohl ich ein echter Pole bin, so . . .“

„Da haben wir's, fuhr der junge Mann auf: „auch Sie scheinen mich nicht als vollwertig anzusehen! Was bin ich denn eigentlich? Eine kein Pole? — Ich sage Ihnen, ich bin ein besserer, ein eisrigerer Pole, als die meisten von denen, deren Ahnen schon in Polen gewohnt, unter polnischen Königen fürs Vaterland gestritten haben, wenn mein Familienname auch kein polnischer ist.“ Und wie im Selbstgespräch fuhr er, resigniert vor sich hinmurmelnd fort:

„Ja, Hardt, Hardt, dieser unbedeckte Name.“

„Kann bloß ich der alte Pole an, und da sein junger“ schwieg er auf den Tisch stützte, fragte er neugierig:

„Was gefällt Ihnen denn eigentlich an Ihrem Namen nicht?“

„Was mir nicht gefällt?“, klang es unwillig zurück: „eben der Umstand, daß es ein deutscher Name ist, der so oft Unwissen zum Sitztum verleiht. Hören Sie nur, was ich heute auf dem Magistrat erleben mußte. Wie Sie wohl wissen werden, löste ich mein Verhältnis zu der Firma, in der ich nun seit meiner Volljährigkeit, also beinahe sieben Jahren, stiller Teilhaber bin. Da dieser Angelegenheit habe ich auf dem Magistrat persönlich zu erscheinen, und dort sagt mir unter anderem ein russischer Beamter wörtlich: Sie als Deutscher... Ich verbiete mir natürlich gleich diese Bezeichnung, und da sagt mir der ungehobelte Kloß, daß ich doch Lutherauer, demzufolge ein Deutscher sei. Ich muß das noch unserem Pastor erzählen! Was sagen aber Sie dazu, mein teurer Herr?“

„Dass wir Polen uns glücklich schätzen könnten, wenn viele so eifrige Polen unter uns wären“, erwiderte der Alte mit verbündeltem Lächeln.

In diesem Augenblick trat ein alter General an den Tisch. Er hatte die letzten Worte Hardts mit angehört und sagte nun in tiefen Bass, sich der russischen Sprache bedienend: „Verzeihen Sie, wenn ich mich einmische; Sie behandelten gerade einen Stoff, der mich außerordentlich interessiert. — Ich bin weder Ihrer Meinung, mein Altersgenosse, noch der Ihrigen, junger Mann. Ich habe mir eine Meinung gebildet, der sich meiner Ansicht nach jeder aufrichtige und klar denkende Mensch anschließen müßte. Wohl haben Sie, Herr Hardt, vollständig recht, wenn Sie die irrite Verquidung von Religion und Nation durch den Begegnen des Magistrats tadeln, der Grund zu diesem Sitztum liegt allerdings in der geschichtlichen Entwicklung Russlands; das einzelne Individuum hat daran nur insofern Schuld, als es zu bequem zum Nachdenken ist. Nebenbei bemerkt, kranken die Polen an denselben irigen Ansichten, häufig selbst im Bosenschen, wo sie doch wirklich aufgeklärter sein müßten. Die Lösung der Nationalitätsfrage ist ja so einfach. Nationale Eigentümlichkeiten können wohl durch Rassenmischung geändert oder verdrängt werden; ich für mein Teil halte aber die reinen Rassen für die edleren und ziehe sie den Kreuzungen vor. Sicherlich

aber kann der Vertreter eines Volkes nicht ein Angehöriger des anderen, seiner Natur mehr oder weniger fremden Volkes werden, nur weil es das Schicksal ihm bestimmt hat, im Lande dieses anderen geboren und auferzogen zu sein. — Sie aber, Herr Hardt, können sich noch so große Mühe geben, ein Pole zu sein, besser gesagt, zu scheinen, Sie sind und bleiben ein Deutscher. Aber nur dann, wenn Sie Ihr Deutschtum hochhalten, stehen Sie auf festem Grunde, können Sie ein ganzer Mann sein, den jeder, auch der Gegner, achten muß. Wir Russen verachten die Renegaten, und die Polen“, er warf dem alten Polen einen geringsschätzigen Blick zu: „verachten solche Schwäbchen nicht minder; die sind nur zu schlau, das den Verbündeten merken zu lassen, denn Ihnen ist die Hilfe dieser Irrenden höchst willkommen. — Ich wünschte, Sie nähmen sich meine Worte zu Herzen und gedächten auch mehr Ihres seligen deutschen Vaters, meines unvergesslichen Freundes!“

Der General sprach, ohne daß einer der beiden ihn zu unterbrechen gewagt hätte, wandte sich um und ging mit festen Schritten zu einem Tische, an dem mehrere Offiziere saßen.

Der junge Mann, der beim Nahen des Generals aufgegriffen war, stand bei dessen Worten wie versteinert. Sezt aber stieg ihm Zornesfalte ins Antlitz und er sandte dem Davonstreichenden wütende Blicke nach. Der alte Pole aber sah den erregten jungen Freund verstohlen an und lachte verlegen in sich hinein.

„Contre danse“ schallte es in diesem Augenblick durch den Saal.

Hardt kämpfte seine Erregung nieder, verließ den alten Herrn, ohne ihm noch einmal den Blick zuzuwenden und schritt quer über den Saal dem von der Familie Unger besetzten Tische zu, da er Fräulein Hedwig um diesen Tanz gebeten hatte.

(Fortsetzung folgt.)